

Ulrike Schweikert • Die Erben der Nacht

cbt

ULRIKE
SCHWEIKERT

Oscuri

Die Erben der Nacht

cbt



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Super Snowbright*
liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

I. Auflage
Originalausgabe November 2013
Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform
© 2013 cbt-Verlag, München
Alle Rechte vorbehalten
Lektorat: Carola Henke
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München
unter Verwendung einer Illustration von Paolo
Barbieri
KK • Herstellung: kw
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-570-30857-8
Printed in Germany

www.cbt-jugendbuch.de

Für meinen geliebten Mann
Peter Speemann.
Und für Chakira, meine Freude und
meine Inspiration jeden Tag.

INHALT

Prolog	9
Giulia	15
San Michele	28
Der verfluchte Palazzo	40
Flüchtiger Besuch	55
Verschwunden	68
Auf der Suche nach Clarissa	81
Unerwartete Begegnung	96
Absturz	110
Dracas und Vamalia	127
Nachforschungen	140
Spitzel	156
Mit blankem Degen	169
San Clemente	184
Ball im Ca' Vendramin	195
Verfolgungsjagd	210
Nicoletta	225
Diebesgut	236
Das Versteck	250
In der Höhle des Löwen	261
Geschichten	277
Doriana	292
Geständnisse	306
Durch die Lagune	320
Der Fehdehandschuh	331
Liebesglück und Liebesleid	341

Degenklirren und Pulverdampf	353
Verrat!	366
Nicolettas Hilferuf	380
Überfall auf den Dogenpalast	393
Der Verräter	406
Wandlung	419
Mutter und Tochter	430
Epilog	442
Glossar	447
Dichtung und Wahrheit	453
Gaststars	457
Danksagung	461

PROLOG

»Ich sage Ihnen, Conte, heute ist mein Tag. Die Sterne stehen günstig. Heute Nacht muss ich mein Glück versuchen!«

Die Stimme des jungen Mannes hallte durch die enge Gasse und schwang sich in die Höhe, bis zu den hölzernen Altanen, den balkonartigen, kleinen Dachterrassen, die so viele Dächer der bis zu vier Stockwerke in die Höhe ragenden Palazzi krönten.

»Wenn Sie meinen«, antwortete ihm ein deutlich älterer Mann. »Dann sollte ich mich heute wohl lieber von Ihrem Tisch fernhalten?«, fügte er ein wenig belustigt hinzu.

»Wenn Sie nicht wollen, dass Ihr Geld in meine Taschen wandert, dann wäre das eine kluge Entscheidung, denn ich werde gewinnen«, gab der junge Mann überschwänglich zurück.

»Wenn Sie es sagen, Cavaliere«, brummte der Conte und schien noch immer belustigt. »Dann gebe ich heute eben dem Roulette eine Chance.«

Die beiden Männer strebten auf eine Tür zu, die genauso unauffällig war wie die Fassade des schmalen Hauses, das sich an die Rückwand des ehemaligen Palazzo Dandolo lehnte. Genauer gesagt einen der vielen ehemaligen Palazzi der einst so mächtigen venezianischen Adelsfamilie, aus deren Geblüt vor fünfhundert Jahren so mancher Doge der Republik hervorgegangen war. Heute lebten die letzten Nachfahren ein eher stilles und bescheidenes Leben. Die Palazzi waren längst verkauft und zwei davon in Hotels für wohlhabende Reisende umgewandelt. An der Riva degli Schiavoni empfing das berühmte Danieli in einem der Palazzi aus den Glanzzeiten der Familie seine Gäste. Hier im Westen des

Dogenpalasts, im Pfarrsprengel von San Moisè, blickte ein weiterer ehemaliger Palazzo der Familie auf das Bacino di San Marco und die Kuppel von Santa Maria della Salute am Ausgang des Canal Grande.

Die beiden Männer hatten jedoch keinen Blick für die schöne Aussicht in dieser klaren Nacht. Sie kamen aus einem ganz anderen Grund. Schon zu Zeiten, da noch ein Spross der Familie Dandolo den Palast zum Canal hin bewohnt hatte, hatte dieser schlichte Anbau ein Casino im Ridotto des Obergeschosses beherbergt. Ridotti waren im vergangenen Jahrhundert in Mode gekommen, damals hatte man allein im Pfarrsprengel von San Moisè über siebenzig solch kleiner, privater Casini gezählt. Heute waren viele Spielhöhlen von Venedig nach Razzien der Polizei geschlossen, doch das Ridotto hinter dem Palazzo Dandolo lebte dank der Freundschaft des Polizeipräsidenten zur Familie Dandolo weiter und erfreute sich bei Einheimischen als auch bei betuchten Reisenden nach wie vor großer Beliebtheit.

Conte Contarini klopfte in einem einprägsamen Rhythmus gegen die Tür, die sogleich geöffnet wurde. Ein Diener in Livree beugte sich tief und begrüßte die beiden Herren mit Namen. Er bot an, ihnen ihre Hüte und die weiten, dunklen Umhänge abzunehmen. Er streckte auch die Hand nach dem Spazierstock des Conte aus, einem ungewöhnlich dicken Stock mit silbernem Knauf, doch der Conte winkte ab.

Dann schloss sich die Tür, der Lichtschein verlosch und in der Gasse herrschte wieder nächtliche Ruhe. Nur das leise Plätschern der Wellen, die an den Kanalmauern leckten, wogte wie ein magisches Flüstern durch die Stadt.

Ein Schemen erhob sich auf dem Dach des benachbarten Palazzo Giustinian, in dem vor ein paar Jahren das Hotel Europa aufgemacht hatte. Lautlos bewegte sich die Gestalt vorwärts, bis sie den Rand des Daches erreichte, von dem aus man in die Calle Ridotto hinuntersehen konnte.

»Nun, wie sieht es aus?«

Es war nur ein Flüstern, ein Hauchen, wie das Seufzen des Windes, der über die Dächer strich.

Eine zweite Gestalt, die bis dahin reglos auf dem Dach verharret hatte, löste sich aus der Schwärze der Nacht. Ein scharfes Auge hätte vielleicht eine kleine, schlanke Gestalt erahnt. Der Nachtwind fuhr durch üppige Locken. Das Gesicht war schmal, doch die Züge blieben hinter einer Maske verborgen, die schwarz war wie das lange Haar.

»Es sind alle gekommen«, hauchte der Wind zurück. »Wie du gesagt hast. Die letzten haben eben erst das Haus betreten. Wollen wir?«

Noch ehe die Worte verwehten, schlugen die bronzenen Giganten auf dem Uhrenturm an der Piazza gegen die Glocke.

»Zwei Uhr«, wisperte die Stimme. »Ja, gehen wir es an. Nun ist es Zeit, dass wir uns ein wenig im Casino amüsieren.«

Die andere Stimme lachte leise. Dann verstummte sie. Für einen Moment konnte man vielleicht noch zwei Gestalten an der Südseite des Daches erahnen, dann schob sich eine Wolke vor den Mond. Als sie nur Augenblicke später die bleiche Sichel wieder freigab, waren die beiden Schemen verschwunden. Das Dach lag still und verlassen da. Nur eine kleine Staubwolke wie ein Schauer von Ruß hing in der Luft und senkte sich lautlos auf die einst roten Dachziegel herab, die im Laufe der Jahrhunderte dunkel und fleckig geworden waren.

* * *

Der riesige Lüster aus Muranoglas erhellte den grün bespannten Roulettetisch mit den bunten Jetons-Stapeln. Ein Dutzend Damen und Herren hatten sich um den Tisch versammelt und folgten dem Lauf der Kugel über das schimmernde Holz. »Rien ne va plus«, schnarrte der Croupier, ehe die Kugel den letzten Rest ihres Schwungs verlor. Es klackte zweimal, dann rief er: »Quinze – Quindici«.

Eine junge Frau, die zwei Chips auf die schwarze Fünfzehn

gesetzt hatte, jubelte und ließ sich vom Croupier ihre gewonnenen Jetons herüberschieben. Großzügig warf sie ihm drei der bunten Plättchen zu. Er neigte dankend den Kopf. Auch Conte Contarini hatte mit einer Sechserkombination gewonnen, wenn auch nicht so viel. Er schob die Jetons in seine Fracktasche, erhob sich und schlenderte zum Nebentisch, an dem Baccara gespielt wurde.

»Nun, Cavaliere, wie läuft Ihre Glücksnacht?«, erkundigte er sich, obgleich die beiden Falten auf der Stirn des jungen Mannes eigentlich für sich sprachen. Der Cavaliere griff nach seinem Glas und stürzte die bernsteinfarbene Flüssigkeit in einem Zug herunter, eher er die beiden Karten aufnahm, die eben ausgeteilt wurden. Der Mann rechts neben ihm war für diese Runde der *Banquier*, gegen den die anderen Mitspieler ihre Einsätze wetteten.

Der junge Mann presste die Lippen zusammen. »Carte, s'il vous plaît«, bat er und nahm die dritte Karte entgegen, doch auch diese konnte seine Miene nicht aufheitern. Die Spielerin neben ihm hatte neun Punkte und gewann. Er setzte erneut und verlor auch dieses Mal. Nun gegen den *Banquier*.

»Vielleicht sollte ich es doch lieber wieder mit Pharo versuchen?«, stöhnte der Cavaliere, als er seine Jetons verschwinden sah. Er legte einen neuen Einsatz auf den Tisch. »Aber es kann nicht mehr lange dauern«, versicherte er. »Ich spüre es. Das Blatt wird sich wenden. Heute ist meine Glücksnacht.«

Der Conte nickte ohne Überzeugung. Diese Worte hatte er schon zu oft vernommen. Er überlegte gerade, ob er darauf überhaupt etwas erwidern sollte, als plötzlich das Licht der Leuchter zu flackern begann. Ein eisiger Luftschwall wogte durch die Räume des Casinos. Dann wurde es dunkel. Sämtliche Kerzen der Leuchter erloschen im selben Augenblick und auch die Gaslampen draußen auf dem Korridor gingen aus. Eine Frau schrie auf. Der Conte vernahm rasche Schritte, dann bat eine Männerstimme die Gäste, Ruhe zu bewahren. Man werde sich sofort um Licht bemühen. Es handle sich nur um eine kleine Unannehmlichkeit, die sofort

behaben sein würde. Doch der Conte ahnte, dass mehr dahintersteckte als nur eine Böe, die durch ein unachtsam geöffnetes Fenster eingedrungen war. Er schob die Hand in seine Hosentasche und umfasste den Elfenbeingriff einer zierlichen Pistole.

Da legten sich plötzlich Finger um sein Handgelenk, und ein Flüstern erklang in seinem Ohr: »Das würde ich lieber bleiben lassen, Conte. Und lassen Sie auch Ihren verborgenen Degen im Spazierstock stecken. Wir wollen doch nicht, dass heute Nacht jemand verletzt wird. Das ist es nicht wert.«

Conte Contarini hielt inne und ließ es zu, dass die Hand in seine Tasche fuhr und die Pistole herauszog. Mit ihr verschwanden auch seine Taschenuhr, sein Siegelring und seine Börse. Man ließ ihm nichts außer den Jetons, die er beim Roulette gewonnen hatte. Doch es störte ihn nicht sonderlich. Er fühlte ein Kitzeln in der Nase, das ihn zum Niesen reizte. Eine unerklärliche Müdigkeit überfiel ihn und alles erschien ihm plötzlich vollkommen unwichtig. Der Conte ließ sich auf einen Stuhl sinken. Die Geräusche um ihn herum drangen wie durch zähen Nebel an sein Ohr. Leichte, flinke Schritte, ein Murmeln und Rauschen, eine Dame schluchzte leise, und doch herrschte eine friedliche Stimmung, die sich wie ein wärmendes Tuch über alle gelegt hatte. Der Conte spürte, wie sich jemand aus dem Raum zurückzog. Ein Fenster klapperte, ein letzter Windhauch huschte durch die Räume. Dann war es still. Erstaunlich still für einen Raum, in dem sich so viele Menschen aufhielten. Zögernd begannen die Gasleuchten im Flur zu flackern. Dann eilten zwei Männer in Livree herein, um die Kerzen in den Leuchtern wieder zu entzünden. Während es allmählich heller wurde, sah der Conte, die Menschen ihre Glieder recken oder sich schütteln, wie um einen Rest von Schlaf zu vertreiben. Die Damen tasteten nach ihren Ketten und Armbändern, die nicht mehr da waren, wo sie hätten sein sollen, und die Männer nach ihren ebenfalls verschwundenen Geldbörsen. Manche trugen es mit Fassung, andere begannen zu jammern oder zu fluchen. Die Croupiers am Roulettetisch starrten stumm in die leeren Kassen-

schubladen. Endlich räusperte sich einer von ihnen und teilte den Besuchern mit, dass das Spiel heute Nacht leider nicht fortgeführt werden könne. Er bat um Entschuldigung und schickte die Diener nach den Umhängen der Besucher. Diese erhoben sich und gingen mit seltsam schwankenden Schritten zur Tür.

»Und wir können nicht einmal woanders weiterspielen. Ich habe nicht eine Lira mehr, die ich setzen könnte«, seufzte der junge Mann, der sich wieder an der Seite des Conte einfand. »Schade. Die Sterne standen wohl doch nicht so gut«, fügte er mit einem schwachen Grinsen hinzu.

* * *

Ein Schemen huschte durch die Nacht. Lautlos eilten die Füße über die schräg abfallenden Ziegeldächer, ohne auch nur einmal den Halt zu verlieren. An einem der hölzernen Altane hielt der Schemen inne. Augen blitzten unter der weiten Kapuze und schweiften über die umliegenden Dächer und dann hinunter in den Kanal, der den Palazzo von der nächsten Häuserzeile trennte. Die Gestalt beugte sich ein wenig nach vorn. Es war niemand zu sehen. Schwarz und still stand das Wasser unter ihr. Nur ab und zu stieg das leise Geräusch der Wellen aus dem Kanal auf, das überall in Venedig zu hören war, sobald die Stimmen der Menschen und der Lärm ihrer Arbeit verstummt waren. Die Gestalt schlug ihren Umhang auseinander und öffnete die Schnüre, die den ebenfalls samtschwarzen Beutel zusammenhielten. Das Licht der Mondichel fing sich in wertvollem Geschmeide und ließ geschliffene Edelsteine aufblitzen. Ein Lächeln umspielte die sinnlichen Lippen im Schatten der Kapuze. Dann teilten sie sich und entblößten weiße, regelmäßige Zähne. Schlanke Finger zogen den Beutel wieder zu und verstaute ihn sicher. Noch einmal sah die Gestalt zum Wasser vier Stockwerke unter ihr herab, dann kletterte sie behände über die hölzerne Brüstung und rannte, ohne zu zögern, auf die Dachkante zu. Sie stieß sich kraftvoll ab, breitete ihren Umhang aus und landete einen Wimpernschlag später sicher auf dem

Dach gegenüber. Ohne innezuhalten, setzte sie ihren Lauf über die nächtlichen Dächer von Venedig fort und war schon bald in der Finsternis verschwunden.

GIULIA

Luciano de Nosferas lag mit geschlossenen Augen auf einem schmalen Ruhebett. Der einst sattgelbe Brokatstoff war verschliffen, doch die vergoldeten Löwenpranken, auf denen das Möbelstück ruhte, schimmerten noch immer prächtig im Schein der Öllampen, die zu beiden Seiten der mit Fresken geschmückten Wände befestigt waren. Auch wenn die Zeit ihre Spuren hinterlassen hatte – seit seiner Erbauung waren immerhin mehr als achtzehn Jahrhunderte vergangen –, zählte dieser Raum sicher zu den schöneren und noch erstaunlich gut erhaltenen in der weitläufigen Palastanlage der Domus Aurea. Der goldene Palast, den sich der römische Kaiser Nero einst bauen ließ, lag seit langer Zeit unter einem Hügel begraben, vor den Augen der Menschen verborgen. Ebenso verborgen lebten die Vampire vom Clan der Nosferas, die sich die Domus Aurea zu ihrem Domizil gewählt hatten.

Luciano lauschte dem Klang der Violine, deren klagende Weise vom goldenen Saal zu ihm herüberwehte. Der Künstler, den Conte Claudio eingeladen hatte, war ein Meister auf seinem Instrument. Noch lauschten ihm die Zuhörer gebannt, doch Luciano fragte sich, ob der Violinist im Laufe dieser Nacht nicht bereuen würde, das Engagement an diesem ungewöhnlichen Ort angenommen zu haben. Nun, vermutlich würde er sich am anderen Tag nicht einmal mehr an diesen Auftritt erinnern können, wenn er – vom Blutverlust geschwächt und verwirrt – irgendwo in einer einsamen

Ecke Roms erwachen würde. Zumindest hoffte Luciano, dass der Violinist den nächsten Tag noch erleben durfte. Es wäre schade um sein Talent. Zwar hatten die Clans ein Abkommen geschlossen, in dem sie sich verpflichtet hatten, keine Menschen mehr zu töten – hauptsächlich, um nicht die Aufmerksamkeit von Vampirjägern auf sich zu ziehen. Allerdings hielten sich nicht alle Vampire an diese Regel.

Luciano genoss die Musik, und dennoch konnte er sich nicht vollständig auf den Klang der Violine konzentrieren. Er spürte, wie ihn jemand unverwandt musterte. Luciano öffnete die Augen und erwiderte den intensiven Blick der Vampirin, die reglos unter dem Torbogen stand.

Sie war groß und das eng geschnürte weinrote Kleid brachte ihre üppig weiblichen Formen gut zur Geltung. Luciano versuchte, nicht auf ihr Dekolleté zu starren, und zwang sich, seinen Blick auf ihr ebenmäßiges Gesicht zu richten. Sie hatte volle Lippen, die der Lichtschein der Lampen blutrot schimmern ließ. Ihre Augen waren schwarz wie ihr langes, glattes Haar, das ihr über die Schultern fiel. Sie war einige Jahre älter als er, vielleicht dreiundzwanzig oder vierundzwanzig, und Luciano konnte sich nicht erinnern, dass sie ihn je auch nur bemerkt, geschweige denn das Wort an ihn gerichtet hatte. Er musste eine Weile überlegen, bis ihm ihr Name einfiel. Giulia, ja sie hieß Giulia, und sie war wirklich sehr schön. Warum sah sie ihn auf diese Weise an? Ein rätselhaftes Lächeln umspielte ihre geschminkten Lippen. Noch immer verwirrt, lächelte Luciano zurück. Er war nicht mehr der dicke kleine Junge, als der er die Nosferas vor vier Jahren verlassen hatte. Fand sie ihn etwa attraktiv? Oder gab es einen anderen Grund für ihr plötzliches Interesse? Luciano beschloss gerade, sie anzusprechen, da wandte sie sich unvermittelt ab und ging davon.

Seltsam, dachte Luciano, schloss die Augen und gab sich wieder dem Klang der Violine hin, bis ihn Clarissas Stimme auffahren ließ.

»Luciano?«

Er sprang auf und eilte ihr entgegen. »Ich bin hier. Was gibt es denn?«

Sie war so schön. Er liebte alles an ihr: ihre schlanke, elegante Gestalt, das ebenmäßige Gesicht mit der porzellanweißen Haut, die von langen, dunklen Wimpern umrahmten Augen, die üppigen kastanienfarbenen Locken und ihren herzförmigen Mund, den zu küssen er nicht müde wurde.

Im Moment schien ihr allerdings nicht nach Küssen zumute zu sein. Nein, ihre ganze Haltung verriet ihm, dass sie nicht gekommen war, um sich an ihn zu schmiegen und ihm zärtliche Worte ins Ohr zu flüstern. Es gab wohl wieder einmal Schwierigkeiten.

»Luciano!«, sagte sie noch einmal, und ihr Tonfall ließ ihn innerlich aufseufzen.

Obwohl sie sich unter seiner Berührung versteifte, legte er ihr den Arm um die Schulter und nötigte sie, sich mit ihm auf die Chaiselongue zu setzen.

»Was ist denn passiert, meine Liebe«, erkundigte er sich in bemüht mitfühlendem Ton.

»Wo sind unsere Sachen? Alle meine Kleider und meine Bücher und all die Dinge, die du mir geschenkt hast.«

Luciano runzelte die Stirn. »Was sagst du da?«

»Es ist alles weg. Auch deine Sachen. Sogar dein Sarg ist verschwunden!«

»Ich habe keine Ahnung«, musste er gestehen. »Das kann nur ein Missverständnis sein. Lass uns zusammen nachsehen.«

Er erhob sich und nahm ihre Hand. Zielstrebig machte er sich in den Westflügel auf, in dem die Unreinen und die jungen Vampire ihre Gemächer hatten. Es war der Teil des alten Palasts, der am meisten unter den Jahren gelitten hatte. Längst waren die Fresken verblasst, der Putz war rissig, und nur noch kärgliche Reste erinnerten an die einst prächtigen Mosaiken. Die Räume waren klein und feucht, aber das hatte Luciano nie gestört. Ihm war es nur wichtig gewesen, zusammen mit Clarissa ein eigenes Gemach zu haben.

»Siehst du!«, sagte sie anklagend, als sie um die Ecke bogen und durch die offene Tür traten.

Luciano sah sich schweigend um. Clarissa hatte recht. Alle ihre Sachen waren verschwunden. Sogar der breite steinerne Sarkophag, in dem sie tagsüber zusammen ruhten, war weg. Nur der alte Holzsarg, der eigentlich für Clarissa gedacht war und in dem sie stattdessen ihre Habseligkeiten aufbewahrt hatte, stand noch mit aufgeklapptem Deckel an der Wand, doch er war leer.

»Was ist hier los?«, fragte sie mit bebender Stimme.

Luciano hob die Schultern. »Ich habe keine Ahnung, aber ich werde das klären. Ich spreche mit Conte Claudio, sobald das Konzert zu Ende ist. Warte hier!«

Er drehte sich um und stürmte hinaus, um Entschlossenheit zu demonstrieren. Er musste selbstsicher und zuversichtlich wirken, selbst wenn er nicht so empfand. Clarissa hatte schon zu viele Kränkungen und Demütigungen im Haus seiner Familie erdulden müssen. Luciano hatte ihr in London versprochen, dass von nun an alles anders werden würde.

Verflucht, bei den Vamalia oder den Vyrad war es doch auch kein Problem, dass reine und unreine Vampire friedlich und gleichberechtigt miteinander lebten. Warum mussten die Nosferas es ihm so schwer machen? Zugegeben, bei den Dracas in Wien hatten es die Unreinen auch nicht leicht. Sie waren Servienten ohne Rechte, die ihrem Herrn wie ein Schatten zu folgen und ihm zu dienen hatten. Doch das war kein Grund, aufzugeben. Und wenn er noch lange würde kämpfen müssen, er war bereit, sich dem Kampf zu stellen, um Clarissa nicht zu verlieren.

Natürlich konnte sie ihn nicht einfach verlassen. Sie war eine unreine Vampirin, und auch wenn es Ivy gewesen war, die ihm die Kraft gegeben hatte, sie zu wandeln, war sie sein Geschöpf, das immer mit ihm verbunden sein würde. Sie musste bei ihm bleiben und – wenn es nach seiner Familie ging – ihm dienen. Doch er wollte mehr. Er wollte ihre Liebe und ihr Vertrauen.

Die Musik war verklungen, als Luciano die Halle mit der golde-

nen Decke betrat. Der Künstler war nirgends zu sehen, und auch die meisten Zuhörer hatten sich bereits zerstreut. Der Conte jedoch lag noch immer auf seinem Ruhebett, umgeben von einigen Altehrwürdigen. Eigentlich stand es dem jungen Erben nicht zu, den Clanführer jetzt zu stören, doch Luciano fasste sich ein Herz und näherte sich mit einem vernehmlichen Räuspern. Conte Claudio sah auf. Ein Lächeln erhellte sein feistes Gesicht.

»Ah, Luciano, gut, dass du kommst. Ich wollte gerade nach dir schicken. Reich mir deinen Arm und hilf mir auf! Ich möchte etwas mit dir besprechen.«

Luciano versuchte, sich seine Verwirrung nicht anmerken zu lassen. Was um alles in der Welt konnte es Wichtiges geben, das der Conte persönlich mit ihm besprechen wollte? Er fühlte ein ungutes Grummeln in seinem Magen, das ausnahmsweise nicht mit seinem Durst auf frisches Blut zu tun hatte.

Luciano trat noch einen Schritt näher und streckte den Arm aus. Der Conte ergriff seine Hand und wuchtete sich aus den bordeauxfarbenen Brokatkissen. Der Clanführer der Nosferas trug eine lindgrüne Weste und safrangelbe Pantalons. Ein kräftig blauer Rock und ein aufwändig gebundenes Halstuch mit einem Rubinanstecker vervollständigten seine Garderobe, die selbst Luciano in den Augen schmerzte. Mit zunehmender Nervosität folgte er dem Conte, der ihn in sein Gemach führte, das ebenso farbenprächtig ausgestattet war wie der Clanführer selbst.

»Setz dich«, forderte er den jungen Vampir auf und ließ seinen massigen Körper auf einen gepolsterten Stuhl fallen. Er winkte seinen Schatten heran und flüsterte ihm etwas ins Ohr, worauf sich dieser dienstbeflissen davonmachte.

»Conte Claudio, darf ich Euch um eine Auskunft bitten?«, begann Luciano, ehe dieser fortfahren konnte.

Der Conte lächelte noch immer und hob auffordernd die Hand. »Bitte!«

»Darf ich erfahren, warum mein Gemach geräumt wurde? Ich nehme an, Ihr wisst davon. All meine Sachen sind verschwunden,

ja selbst mein Sarg ist weg, und auch Clarissas Habseligkeiten sind nicht mehr da.«

Der Conte nickte und lächelte dabei noch breiter. »Ja, ich weiß davon, denn ich habe deinem Schatten den Auftrag erteilt.«

»Warum denn das?«

»Weil ich finde, dass du als unser Erbe und unsere Hoffnung für die Zukunft des Clans etwas Besseres verdienst. Ich habe dir ein Gemach im Ostflügel ausgesucht, das dir gefallen wird.«

Luciano sah ihn verblüfft an. »Danke«, stieß er hervor. Er wollte sich gerade von seinem Platz erheben, als der Schatten zurückkehrte und mit einer Verbeugung die junge Vampirin Giulia in das Gemach des Conte geleitete. Sie grüßte das Clanoberhaupt mit einem Knicks, warf Luciano noch einmal einen bedeutsamen Blick zu und setzte sich ihm gegenüber.

»Bleib!«, befahl der Conte mit einer gebieterischen Geste.

Luciano sank auf seinen Sitz zurück.

»Du kennst Giulia?«, erkundigte sich Conte Claudio.

»Äh, ja flüchtig. Wir hatten noch nicht viel miteinander zu tun.«

Der Conte lachte. »Das kann ich mir denken, aber aufgefallen ist sie dir sicher, unsere schöne Giulia!«

Die junge Vampirin lachte gurrend. Luciano nickte nur. Er fühlte sich so unwohl in seiner Haut, dass er am liebsten davongelaufen wäre. Noch verstand er nicht, was das alles sollte, aber es konnte nichts Gutes bedeuten.

»Ich habe mir das Gemach angesehen, Conte«, sagte Giulia mit Begeisterung in der Stimme. »Es ist wunderschön, ich danke Euch.«

»Aber nicht doch, meine Liebe«, wehrte er in gönnerhaftem Ton ab. »Ich möchte doch, dass ihr euch wohlfühlt. Das ist in unser aller Interesse.«

Luciano glaubte seinen Ohren nicht zu trauen. Doch zu seinem Schrecken fuhr der Conte fort: »Giulia und Luciano, ihr seid unsere Zukunft. Ihr seid jung und gesund. Luciano ist erwachsen und gestärkt aus der Akademie zurückgekehrt. Daher hat der Rat der Alt-

ehrwürdigen beschlossen, euch zu verbinden. Enttäuscht die Familie nicht! Wir hoffen auf zahlreichen Nachwuchs.«

Giulia kicherte mädchenhaft, doch sie schien nicht verlegen. Vermutlich waren die Pläne des Conte für sie keine Überraschung. Luciano sprang auf und starrte das Clanoberhaupt entsetzt an. Er brauchte einige Augenblicke, bis er seine Sprache wiederfand.

»Auf keinen Fall!«, stieß er hervor. »Ich meine, ich bin mir der Ehre bewusst, und ich will Giulia auch sicher nicht kränken, aber das ist unmöglich. Ich habe bereits eine Gefährtin gewählt, der ich mich für alle Ewigkeit versprochen habe.«

Der Conte runzelte fragend die Stirn, dann machte er eine wegwerfende Handbewegung. »Du sprichst von deiner Servientin, die du dir aus Wien mitgebracht hast? Sie ist nur eine Unreine. Das hat nichts zu bedeuten. Du musst dich mit einer Nosferas reinen Blutes verbinden, um Nachkommen zu zeugen.«

»Mir bedeutet es sehr viel, und es ist mir egal, ob ihr Blut rein oder unrein ist. Ich werde den Schwur, den ich ihr gegeben habe, auf keinen Fall brechen«, widersprach Luciano mit fester Stimme. »Es tut mir leid, aber ich kann Eurem Befehl nicht Folge leisten.«

Und mit hoherhobenem Haupt und festem Schritt verließ er das Gemach des Conte, ohne eine Antwort abzuwarten. Im Saal war es totenstill. Noch nie hatte sich jemand so klar den Anweisungen des Clanführers widersetzt. Das würde Folgen haben, für ihn und Clarissa. Folgen, die ihr ganzes Leben aus der Bahn werfen konnten.

* * *

Zuerst war Clarissa nur sprachlos. Sie starrte Luciano aus weit aufgerissenen Augen an. War sie auch eine Spur bleicher geworden? Nein, das war nicht möglich.

»Das kommt natürlich nicht infrage«, versicherte ihr Luciano, der nicht wusste, ob ihr stummes Entsetzen nicht schlimmer war, als wenn sie geschimpft und getobt hätte.

»Wie lange?«, fragte sie leise. »Wie lange wirst du dich dem Conte

und dem ganzen Clan widersetzen können? Alle hier«, sie hob anklagend die Hand und beschrieb einen Halbkreis, der die ganze Domus Aurea erfasste, »jeder Vampir deiner Familie ist gegen uns.«

»Nicht alle«, widersprach Luciano halbherzig, obgleich die Einzige, die ihm einfiel, seine Cousine Chiara war, aber die lebte seit dem Sommer mit Sören zusammen bei den Vamalia – mit Alisa und Leo, der es ebenfalls vorgezogen hatte, in Hamburg zu bleiben, statt zu seinem Clan nach Wien zurückzukehren. Luciano spürte ein schmerzhaftes Ziehen in der Brust, als er an seine Freunde dachte. Ja, nach Hamburg würde er nur zu gern gehen, um wieder mit Alisa und Leo zusammen zu sein. Es könnte fast wie früher werden. In den Jahren ihrer gemeinsamen Akademiezeit, die sie erst in Rom und dann nacheinander bei den anderen Clans verbracht hatten: in Paris bei den Pyras, in Wien bei den Dracas und dann im vergangenen Jahr in London bei den Vyrad. An ihr zweites Akademiejahr in Irland bei den Lycana zu denken, verbot er sich. Der Gedanke an Ivy schmerzte immer noch.

»Ich werde mir etwas einfallen lassen«, versprach er Clarissa. »Und bis dahin schlafen wir hier in unserem alten Gemach! Und wenn wir uns deinen alten Sarg teilen, das ist mir egal. Ich werde auf keinen Fall zu Giulia in den Ostflügel ziehen, da können der Conte und die Altehrwürdigen machen, was sie wollen!«

Er zog Clarissa an sich und küsste sie, doch sie sah ihn traurig an. »Werden wir jemals einfach nur zusammen leben und miteinander glücklich sein dürfen?«, fragte sie leise.

»Ganz sicher!«, sagte er fest, fügte aber in Gedanken hinzu: *Allerdings nicht hier bei meiner Familie.*

Noch während die Worte durch seinen Geist huschten, wurde ihm klar, dass dies die einzige Möglichkeit war, die ihnen blieb. Sie mussten den Clan der Nosferas und Rom verlassen, wenn ihre Liebe eine Chance haben sollte. Aber der Conte und die Altehrwürdigen würden ihn nicht ziehen lassen. Clarissa als Unreine war ihnen egal, er jedoch war einer der Erben, auf die sie ihre Hoffnung für

die Zukunft setzten. Er würde sich einen guten Plan zurechtlegen müssen.

Sollte doch sein Vetter Maurizio mit dieser Giulia den ersehnten Nachwuchs zeugen. Er würde mit Clarissa weggehen – Rom für immer verlassen.

Nur wohin? In Hamburg würden die Nosferas als Erstes nach ihm suchen. Nein, er musste einen anderen Ort finden, einen Ort, an dem er sicher war vor den Nachstellungen seines eigenen Clans.

Die Sonne versank im alten Land hinter der Elbe und die Nacht legte sich über Hamburg. Alisa schlug die Augen auf. Sie musste ihre Hand nicht über den freien Platz neben sich wandern lassen, um zu wissen, dass sie allein in dem geräumigen Sarg lag, den Hindrik ihnen gezimmert hatte.

Er könne nicht immer nur Modellschiffe bauen, hatte er mit einem Augenzwinkern gemeint und sich ans Werk gemacht. Das Ergebnis konnte sich wirklich sehen lassen. Nicht nur, dass der Sarg zwei Vampiren bequem Platz bot, um sich während des Tages zurückzuziehen, Hindrik hatte ihn auch mit kunstvollen Einlegearbeiten verziert und das rötliche Holz poliert, bis es samtig schimmerte.

»Betrachte es als Hochzeitsgeschenk«, hatte er Alisa mit einem Lächeln zugeflüstert. Sie hatte ihm gedankt und ein wenig verlegen den Blick abgewandt.

Nun aber lag sie wieder einmal allein in ihrem Sarg und fragte sich, wie Leo es immer schaffte, vor ihr aufzuwachen. Dabei hatte sie sich am Morgen, kurz bevor sie in ihre Todesstarre gefallen war, ganz fest vorgenommen, dieses Mal noch vor dem Sonnenuntergang aufzuwachen.

Da ahnte sie seinen Schritt. Sie konnte ihn nicht hören, denn er bewegte sich so lautlos wie alle Vampire, doch Alisa spürte seine Nähe. Ein Lächeln erhellte ihr Gesicht, als er den Deckel hob und auf sie herabblickte.

»Ausgeschlafen?«

Alisa richtete sich mit einem ärgerlichen Kopfschütteln auf. »Wie machst du das nur?«, beklagte sie sich. Sie sah ihn an. Wie jeden Abend fragte sie sich, wie es möglich war, dass der schönste Vampir Europas sich ausgerechnet in sie verliebt hatte. Sie konnte sich noch immer nicht sattsehen an seinem inzwischen markanter gewordenen Gesicht, den dunklen Brauen und Wimpern und dem ebenfalls dunkelbraunen Haar.

Leo lächelte ein wenig selbstzufrieden. »Talent und ein wenig Übung, mein Herz«, beantwortete er ihre Frage in seinem arrogantesten Tonfall, der sie jahrelang zur Weißglut gebracht hatte, nun jedoch schüttelte sie nur den Kopf und sah ihn tadelnd an.

Leo grinste. »Ich mach das einzig und allein, um dir deine geliebte Zeitung an den Sarg bringen zu können.«

Er hielt ihr eine Ausgabe der *Norddeutschen Allgemeinen Zeitung* und der *Altonaer Nachrichten* hin.

»Damit du stets informiert bist, was die Menschen so treiben.«

»Danke. Das ist für uns alle wichtig«, beharrte sie, während sie nach den beiden Zeitungen griff. »Du solltest sie ebenfalls lesen.«

Leo zuckte nur mit den Schultern und reichte ihr die Hand, um ihr aus dem Sarg zu helfen. Nicht, dass sie dies nötig gehabt hätte, doch sie nahm die galante Geste so, wie sie gemeint war. Rasch schlüpfte Alisa in ihr Kleid und ließ sich von Leo die Bänder am Rücken schnüren. Sie kämmte ihr langes blondes Haar, das im Licht einer Lampe wie Kupfer schimmerte, und steckte es mit ein paar Nadeln auf. Dann verließen sie den Raum unter dem Dach des hohen Speicherbaus und eilten die Treppe hinunter in den zweiten Stock, in dem sich die Vamalia eine Art Salon eingerichtet hatten, der sich über die gesamte Fläche erstreckte, nur unterbrochen von einigen Stützbalken. Leo und Alisa traten auf ein Sofa zu, auf dem es sich Chiara und Sören bequem gemacht hatten. Wieder einmal bewunderte Alisa Chiara de Nosferas' ausgeprägt weibliche Formen und ihre üppigen schwarzen Locken, die sie ihr ab und zu

ein wenig neidete. Sören wirkte dagegen mit seinem blonden Haar und den grauen Augen eher farblos.

Chiara hielt Sörens Hand und sah ihn verliebt an, doch als sie Alisa und Leo bemerkte, wandte sie sich den beiden zu.

»Einen schönen guten Abend, ihr zwei. Wollt ihr euch zu uns setzen?«

Alisa schüttelte den Kopf. »Wir erkunden lieber, was es in der Stadt Neues gibt. Vielleicht gehen wir ins Theater oder schmuggeln uns in einen der Literarischen Salons, von denen in den Villen an der Elbchaussee so einige stattfinden. Außerdem habe ich gehört, dass der neue Luxusdampfer der Lloyd heute in Hamburg vor Anker gegangen ist. Den könnten wir uns ansehen. Wollt ihr mitkommen?«

Chiara kuschelte sich in die weichen Kissen. »Kannst du nicht einfach mal still sitzen und genießen? Alisa, du bist wie ein Irrlicht. Immer musst du in Bewegung sein. Also macht, dass ihr fortkommt, ehe ihr uns mit eurer Unruhe noch ansteckt.«

Sie wedelte mit der Hand, als wolle sie eine lästige Fliege verscheuchen, und lehnte sich dann gähmend gegen Sörens Schulter, der die Arme um sie schlang.

Alisa zuckte mit den Achseln und wandte sich ab. Sie lief die letzten beiden Treppen hinunter und stieß dann mit Schwung die Tür des Speicherhauses auf. Leo folgte ihr auf die Straße hinaus. Alisa blieb stehen und sog tief die Luft ein. Es war kühler als gestern. Die drückend schwülen Sommerabende waren nun endgültig vorüber. Die Luft roch ein wenig modrig nach Brackwasser und Fisch und nach dem beginnenden Herbst. Darunter mischten sich die Gerüche der Waren, die bereits in den ersten fertiggestellten Speichern lagerten, Kaffee und Tee und eine Symphonie aus Gewürzen: Pfeffer und Safran, Anis und Nelken. Überlagert wurde der feine Duft vom herben Geruch der Arbeit, den die riesige Baustelle auf dem Wandrahm ausstrahlte. Wo sich noch vor wenigen Jahren prächtig barocke Kaufmannshäuser und weiter südlich ein Gewirr an Gasen durch verschachtelte Wohnblöcke gezogen hatten, sollte nun

eine ganz neue Stadt entstehen. Nicht für die vielen Tausend Menschen, die man von hier vertrieben hatte. Eine Stadt für die Waren, die die Schiffe aus aller Welt brachten und die hier umgeladen und verteilt wurden. Eine Speicherstadt für den Freihafen, den die Hamburger sich vom eisernen Kanzler Bismarck erstritten hatten. Noch waren erst ein paar der riesigen Speicherbauten aus rotem Backstein fertig.

Einen der ersten fertigen Speicher hatte Dame Elina für den Clan der Vamalia erworben, sodass sie nun nach fast drei Jahren heimatlosem Umherziehen wieder ein Domizil gefunden hatten, nicht weit entfernt von den beiden Kaufmannshäusern, in denen sie früher gewohnt hatten und die dem Bau der Speicherstadt zum Opfer gefallen waren.

Alisa lief los. Sie stürmte den Wandrahm entlang und eilte auf die Brücke zu, die den Zollkanal überspannte, wie er jetzt hieß. Leo folgte ihr in lässig schlenderndem Schritt und war doch kaum langsamer als sie. Mitten auf der Brücke hielt Alisa inne und wandte sich zu ihm um.

»Was ist?«, erkundigte er sich.

Alisa hob die Schultern und ließ sie dann wieder fallen. Sie stützte ihre Arme auf das Brückengeländer und sah auf das dunkle Wasser hinab, das noch immer, von der Ebbe gezogen, zurückwich.

»Bin ich wirklich so schlimm?«

»Ein Irrlicht?« Leo stellte sich neben sie, sodass sich ihre Arme berührten. »Nun ja, die Ruhe in Person bist du nicht gerade. Seit wir hier sind, bist du unablässig auf der Suche nach Neuem.«

»Ich frage mich wirklich, wie Chiara zufrieden sein kann, wenn sie einfach nur herumsitzt. Mir reicht das nicht«, fügte Alisa hinzu und konnte selbst hören, wie traurig ihre Stimme klang.

»Ich weiß, dass du die Akademie vermisst. Aber diese Zeit ist vorbei, du kannst sie nicht zurückholen ...« Sie führten diese Unterhaltung nicht zum ersten Mal, doch auch diesmal konnte Leo ihr nicht helfen.

Sie schwiegen beide und sahen auf das Wasser hinab, das bald

seinen niedrigsten Stand erreicht haben würde. Eigentlich hätte sich Leo unter Schmerzen winden müssen, denn außer den Vamalia konnten Vampire am Meer gelegene Flussläufe und Kanäle nur beim Wechsel der Gezeiten queren, doch Leo hatte schnell von den Vamalia gelernt und überwand die Brücken bereits wie Alisa, ohne mit der Wimper zu zucken.

»Ich brauche eine Aufgabe. Ich möchte nützlich sein, für meinen Clan, verstehst du das nicht?«

»Nicht so ganz«, gab Leo zu. Wieder schwiegen sie.

»Langweilst du dich denn nicht?«, erkundigte sie sich nach einer Weile.

»Nicht mehr als früher. Immerhin dürfen wir jetzt auf die Jagd gehen und uns selbst mit Menschenblut versorgen. Und wir können *zusammen* jagen, das ist doch ein Fortschritt, nicht?«

»Ja, schon«, gab Alisa zögernd zu. Natürlich war es schön, dass Leo bei ihr war, aber ...

»Aber ich bin dir nicht genug. Du vermisst unsere Freunde«, fügte Leo hinzu und zog eine Grimasse, die seinen Unmut ahnen ließ.

Er unterbrach Alisas halbherzigen Protest und griff in seine Jackentasche.

»Da fällt mir ein, es ist Post gekommen. Aus Rom!« Er hielt ihr einen versiegelten Umschlag hin.

»Von Luciano und Clarissa?« Alisas Augen leuchteten, und sie schnappte sich das Kuvert, das an sie beide adressiert war.

»Du hast den Brief noch nicht gelesen?«, rief sie fast empört.

»Ich wollte dir den Vortritt lassen.«

Alisa riss ungestüm den Umschlag auf und entfaltete das einzige Blatt, das darin steckte.

»Viel schreibt er nicht«, meinte Leo mit einem Blick auf die wenigen Sätze, die das Papier bedeckten.

»Nein«, bestätigte Alisa, deren Augenbrauen nach oben wanderten. »Nur, dass er mit Clarissa nach Venedig geht und dass er sich wieder meldet.«

Die beiden sahen einander fragend an.

»Was um alles in der Welt will er in Venedig?«, wunderte sich Alisa.

»Keine Ahnung«, erwiderte Leo. »Das wäre aber erst meine zweite Frage gewesen. Die viel dringendere Frage ist doch: Warum verlassen die beiden Rom? Luciano klingt nicht, als würden die beiden auf Hochzeitsreise gehen.«

Alisa sah auf die flüchtig hingekritzelten Worte.

»Nein, du hast recht. Irgendetwas muss bei den Nosferas vorgefallen sein, dass sie es nicht länger ausgehalten haben.«

Leo nickte zustimmend. »Und ich vermute, das hat irgendetwas mit Clarissa und ihrem unreinen Blut zu tun. Das war nur eine Frage der Zeit.«

Alisa widersprach nicht, obgleich sie gern ein Argument dagegen gefunden hätte.

»Ich hoffe nur, die beiden melden sich bald«, sagte sie mit einem Seufzer, faltete den Brief zusammen und steckte ihn in ihre Tasche.

SAN MICHELE

Luciano schlug die Augen auf und lauschte. Die Sonne musste gerade hinter dem Horizont verschwunden sein und nun senkte sich die Nacht herab. Das Rattern des Zuges und das rhythmische Poltern der Eisenbahnschwellen waren verstummt, und obgleich ihm der typische Geruch von brackigem Lagunenwasser in die Nase stieg, stand der Sarg ganz still, und das Plätschern von Wasser drang nur von fern an sein Ohr. Sie mussten ihr Ziel bereits erreicht haben. Luciano nahm Witterung auf. Er konnte den Geruch der Männer ausmachen, die den Sarg in Santa Lucia aus dem Eisenbahnwaggon geladen und zu einem Boot gebracht hatten. Dann

drang ihm der Schweiß von zwei weiteren Männern in die Nase. Vielleicht die Gondolieri, die ihre Fracht hierhergerudert und dann an Land getragen hatten. Aber sie schienen nicht mehr da zu sein. Er sog noch einmal die Luft ein. Noch stärker als die Lebenden konnte er die Toten riechen. Männer und Frauen, deren Körper dem Zerfall preisgegeben waren. Doch am wichtigsten war, dass er Clarissas Nähe witterte und sich im Augenblick kein lebender Mensch in der Nähe befand.

Luciano stemmte sich gegen das Holz, bis die Nägel nachgaben und der Deckel aufschwang. Mit einem Satz war er aus dem Sarg und sah sich um. Sein Blick fiel auf den zweiten Sarg, der neben dem seinen stand. Luciano spürte, dass Clarissa ebenfalls erwacht war. Rasch machte er sich daran, auch sie aus ihrem Gefängnis zu befreien. Mit einem betont zuversichtlichen Lächeln hob er den Deckel und reichte ihr die Hand.

»Wir sind da«, sagte er, als sie sich aufsetzte. Clarissa erwiderte sein Lächeln nur schwach. Sie war noch durcheinander von dem überstürzten Aufbruch am letzten Morgen. Der Conte hatte getobt, Luciano hatte all ihre Sachen gepackt, ohne ihr etwas zu sagen, und sie hatten sich heimlich davongemacht.

»Wo sind wir? Wo hast du uns hinbringen lassen?«

Sie wandte den Kopf und sah sich um. Luciano folgte ihrem Blick. Sie befanden sich in einem dunklen steinernen Gelass, in dem außer ihren noch zwei weitere Säрге standen. An den Wänden schimmerten Marmorplatten, in die schwarze Buchstaben eingraviert waren. Hinter den Platten mussten ebenfalls Säрге lagern, sie konnten den Geruch der Toten erahnen. Ein paar vertrocknete Blumen lagen zu Füßen der wie ein steinerner Schrank anmutenden Grabstätte. Die Wand gegenüber war ähnlich aufgebaut, nur dass die quadratischen Marmorplatten viel kleiner waren und durch die Ritzen des Kolumbariums ein schwacher Geruch von Asche drang. Dahinter mussten Urnen stehen.

»Wo sind wir?«, wiederholte Clarissa ihre Frage.

»In Venedig. Zumindest fast«, gab er zu. »Im Augenblick sind

wir auf der Friedhofsinsel San Michele, wohin Särge eben geliefert werden, seit die Toten nicht mehr in den Kirchhöfen der Stadt beerdigt werden dürfen. Hier sind wir sicher.«

Clarissa fragte nicht weiter nach. Vielleicht war sie noch zu betäubt von den Ereignissen. Sie stieg aus ihrem Sarg, und Luciano sah, dass sie sich um eine tapfere Miene bemühte. »Dann wollen wir uns mal umsehen.«

Luciano drückte ihre Hand und lächelte aufmunternd. Er ging mit ihr zur Tür, die sie in einen Kreuzgang führte. Sie folgten dem von Rundbögen eingefassten Gewölbe um einen Platz, in dessen Mitte sie einen Ziehbrunnen mit steinernem Becken und eisernem Bogen erkennen konnten, bis ein Torbogen sie in den größeren der beiden Kreuzgänge und den alten Klostergarten entließ. An den aus roten Ziegeln gemauerten Wänden reihten sich Gedenktafeln, die zu den Gräften gehörten, auf deren Deckplatten sie gerade entlangschritten. Über den Kreuzgang ragte der Kirchturm von San Michele auf.

»Das Kloster San Michele haben Kamaldulensermönche im 13. Jahrhundert gebaut. Als Napoleon Venedig eroberte, hat er es wie die meisten Klöster schließen lassen«, erzählte Luciano Clarissa, während er sie über ein großes Gräberfeld führte. »Er hat auch verfügt, dass keine Toten mehr auf den Campi der Pfarrkirchen beerdigt werden dürfen, was vielleicht kein schlechter Beschluss war. Venedig ist eine Stadt im Wasser! Deshalb wurde San Michele aufgeschüttet und rundum mit einer Mauer befestigt, um die Gräber vor Hochwasser zu schützen.«

Sie schritten unter Zypressen die Hauptachse des Friedhofs entlang. Clarissa reckte immer wieder den Kopf und sah sich suchend um. »Und wo ist jetzt Venedig?«, fragte sie enttäuscht.

»Komm, ich zeig es dir.« Luciano nahm ihre Hand und lief mit ihr den Mauerring aus rotem Ziegelstein entlang, bis man zur Stadt hinübersehen konnte. Clarissa ließ den Blick über das Wasser Richtung Süden schweifen und hielt den Atem an. Im Licht des klaren Sternenhimmels wuchsen dort Häuser dicht an dicht direkt aus der

Lagune empor, unterbrochen von Kanälen. Die Silhouette einer mächtigen Kirche mit einer kleinen Kuppel erhob sich über die Dächer und mehrere schlanke Glockentürme ragten in den Nachthimmel. Einige davon schienen ihr bedenklich schief zu stehen, so dass man fürchten musste, sie könnten jederzeit mit einem letzten Seufzer in sich zusammenfallen.

»Ist es nicht unglaublich? Eine Märchenstadt im Wasser. So etwas gibt es auf der Welt kein zweites Mal. Es wird dir hier gefallen«, sagte Luciano nach einer Weile. »Wir werden uns in der Stadt ein schönes Haus suchen, und dann können wir jede Nacht zusammen genießen. Venedig ist zwar heute nicht mehr die mächtigste Handelsrepublik zur See und die goldene Zeit der Stadt ist lange vorbei, aber ihr Glanz ist noch immer zu spüren. Die Menschen lassen sich ihre Lebenslust nicht nehmen. Angeblich gibt es keine Stadt in ganz Europa, in der man besser zu genießen und zu feiern weiß. So habe ich es zumindest gelesen. Ich bin nicht unvorbereitet mit dir hierhergefahren!«

»Genießen und feiern«, wiederholte Clarissa, während sie sich umsah. »Selbst das eigene Begräbnis scheinen sie zum prachtvollen Schauspiel zu machen.«

Sie kehrten um und gingen zu den Klostergebäuden zurück, liefen noch einmal durch den großen Kreuzgang und gelangten auf der anderen Seite zu einem Tor, das sie hinunter zu einem Anleger führte. Schwarzes Wasser plätscherte zu ihren Füßen. Es stand so hoch, dass die Wellen immer wieder den Rand der Planken überspülten. Rechts und links vom Steg waren schwere Eichenstämme in den weichen Lagunenboden gerammt worden, an denen die Trauergondeln und die Boote der Besucher festmachen konnten.

Luciano ging auf ein schlankes Boot zu, das am Ende des Stegs vertäut war.

»Komm, lass uns hinüberfahren. Ich kann es kaum erwarten, die berühmte Stadt kennenzulernen.« Er sprang ins Boot, griff mit der einen Hand nach dem Ruder und streckte die andere Clarissa entgegen. »Komm!«

Clarissa ging auf ihn zu. Sie bemühte sich zu lächeln, raffte ihren Rock mit der einen Hand und wollte gerade ihren Fuß auf die schwarz lackierten Planken der Gondel stellen, als sie zusammenzuckte. Mit einem Schmerzensschrei fuhr sie zurück.

»Was ist das?«, rief sie. »Ich kann nicht auf dieses Boot.«

Luciano ließ ihre Hand los. »Es ist die Flut, die dir Schmerzen bereitet. Vampire können Küstengewässer nur im Wendepunkt der Gezeiten queren. Aber du kannst dagegen ankämpfen. Komm, versuch es noch einmal!«

Zaghaft näherte sich Clarissa der Gondel, doch als ihr Fuß die Planke des Boots berührte, zuckte ihr Körper, wie von einem Blitz getroffen, und sie taumelte stöhnend zurück.

»Ich kann nicht!«

Luciano sah sie betroffen an. »Ist es wirklich so schlimm?«

»Ja, es ist schlimm! Es tut weh und ich kann nicht *einfach dagegen ankämpfen*«, rief sie und funkelte ihn an. »Wie hast du dir das vorgestellt?« Ihre Hand wies anklagend über das Wasser zu der verheißungsvollen Stadt, in die sie nicht gelangen konnte. »Du hast das gewusst und mich trotzdem ausgerechnet nach Venedig gebracht?«

»Ja, weil es für die Nosferas unmöglich ist, sich in dieser Stadt frei zu bewegen«, sagte er kleinlaut. »Ich glaubte, hier sind wir vor den Nachstellungen des Conte sicher.«

»Und wie, dachtest du, würde ich mich hier bewegen?«

Luciano sprang wieder auf den Steg und legte Clarissa den Arm um die Schulter. »Verzeih mir, ich ahnte nicht, dass es für dich so schwierig sein würde.«

»Warum nicht? Ich meine, ich bin doch jetzt auch eine Nosferas. Hast du das nicht immer gesagt?«

Luciano nickte. »Das schon, aber du bist auch mein Geschöpf, und ich habe bei den Vamalia gelernt, die Macht der Gezeiten über mich zu brechen. So wie unsere Freunde nun jede Kirche betreten können, was ihnen vor ihrem Akademiejahr in Rom nicht möglich war. Du musst dich nicht sorgen. Ich bringe dir alles bei, was du können musst.«

Clarissa machte sich von ihm los und wich ein Stück zurück. »Du scheinst zu vergessen, dass ich nicht zu den Erben gehöre, ich bin *nur* eine Unreine. Und ich habe nicht vier Jahre Zeit, all das zu lernen!«

»Auch Ivy ist eine Unreine.« Er stutzte und um seine Augen zuckte es. »War eine Unreine«, verbesserte er sich. »Aber sie hat alles noch schneller gelernt als wir anderen.«

Clarissa ließ sich auf den Steg sinken und zog die Beine an. Sie umschlang ihre Knie mit den Armen. »Du vergleichst mich mit Ivy? Ivy war die Tochter einer großen Druidin. Sie war etwas Besonderes. Sie war einzigartig.«

»Das war sie«, stimmte Luciano zu und nickte mit verträumtem Blick.

Clarissa blinzelte, als müsse sie Tränen zurückhalten. »Du liebst sie noch immer.«

»Nein! – Ich hatte sie sehr gern. Aber das ist etwas anderes. Das hat mit dir und mir nichts zu tun«, wehrte Luciano ab.

»Sag es nur. Es wäre alles viel einfacher, wenn sie jetzt an meiner Stelle wäre. Ivy hätte keine Schwierigkeiten, in dieses Boot zu steigen.«

Luciano fühlte, wie Zorn in ihm aufstieg. Er ging auf Clarissa zu und packte sie bei den Handgelenken. »Richtig, für sie wäre es ganz einfach, denn wie du schon sagtest, war sie eine mächtige und erfahrene Vampirin. Aber ich bin mit dir hier, weil du meine Gefährtin bist und ich dich liebe. Ich habe meine Familie verlassen, weil sie gegen unsere Verbindung ist, und habe dich an einen Ort gebracht, wo sie uns in Ruhe lassen müssen. Ist es zu viel verlangt, dass nun auch du deinen Teil beiträgst und dich anstrengst, dir wenigstens etwas von der Magie beibringen zu lassen, die ich während der Jahre der Akademie gelernt habe? Oder willst du, dass wir aufgeben und auf der Stelle nach Rom zurückkehren?«

Clarissa riss die Augen weit auf und starrte ihn an, dann umarmte sie ihn. »Verzeih mir, Luciano, du hast recht. Ich weiß, dass du viel für mich aufgegeben hast, und ich will dir nicht mit meinem

Gejammer auf die Nerven fallen. Es ist nur – ich habe Angst«, gestand sie. »Weil ich nicht weiß, wie es mit uns weitergeht.«

Luciano streichelte beruhigend ihren Rücken. »Ich habe auch Angst, aber ich versuche, es mir nicht anmerken zu lassen«, gestand er. »Wenn wir uns gegenseitig stützen und füreinander da sind, werden wir es schon schaffen.«

Clarissa befreite sich aus seiner Umarmung. »Und du wirst mir wirklich alles beibringen, was die anderen Clans euch gelehrt haben? Wie man sich in eine Fledermaus verwandelt und dem Fluch der Sonne widersteht? Und wie man sich in Nebel auflöst?« Sie sah ihn voller Eifer an.

»Äh, ja, ich werde versuchen, es dir beizubringen«, sagte Luciano nun mit einem gewissen Vorbehalt in der Stimme. Er wusste nur zu gut, dass er nicht gerade zu den besten Schülern gehört und sich nicht durch leichtes Lernen hervorgetan hatte. Wie sollte ausgerechnet er nun Clarissa alles beibringen? Nicht zum ersten Mal sehnte er sich nach Alisa oder nach Leo.

»Wir machen das ganz langsam, Stück für Stück«, sagte er. »Wir haben alle Zeit der Welt. Wir müssen nichts überstürzen.«

Das war offensichtlich nicht nach Clarissas Geschmack. »Komm, lass uns gleich anfangen«, drängte sie. »Steig in die Gondel und sag mir, was ich tun muss, um dir folgen zu können.«

Luciano schluckte. Er trat langsam auf das Boot zu und lauschte in sein Inneres, um jeder auch noch so kleinsten Regung in sich nachzuspüren. Wann setzte das Unwohlsein ein? Wie reagierte er darauf, und was genau unternahm sein Geist, um dagegen anzugehen?

Ohne Schwierigkeiten bestieg er das Boot, auch wenn er den Widerstand fühlen konnte. Was ihm damals in Hamburg so große Schmerzen bereitet hatte, war jetzt nur noch ein schwacher Nachhall, den er mit Leichtigkeit niederrang.

»Und? Was muss ich tun?«, erkundigte sich Clarissa eifrig.

»Ja, also, du musst dich konzentrieren und deine Kräfte sammeln, um den Schmerz zu besiegen«, sagte er lahm.

Clarissa runzelte die Stirn. »Das ist alles? Und wie mach ich das?«

Luciano hob ein wenig verunsichert die Schultern. »Man muss es einfach immer wieder üben. Dann geht es irgendwann.«

»Aber ich muss doch wissen, was *genau* ich üben soll«, widersprach Clarissa ein wenig ungeduldig. »Wie haben sie es euch denn in Hamburg erklärt?«

Luciano überlegte. Er versetzte sich in jene Nacht zurück, in der sie zum ersten Mal in Hamburg unterwegs gewesen waren. Er sah den Kanal vor sich und die Brücke, die über das Wasser führte.

»Hindrik hat uns vom Kehr wieder zur Brücke über den Wandrahm geführt.« Er sah in seinen Gedanken Ivy und Alisa vor sich, die angeregt miteinander plauderten, doch als sie die Brücke erreichten, blieb Ivy plötzlich zurück, und auch die anderen Erben – bis auf die Vamalia – konnten einfach nicht weitergehen. Keinem von ihnen gelang es bei diesem Wasserstand, die Brücke zu überwinden. Luciano erinnerte sich an den Schmerz, der ihn beinahe zu Boden gedrückt hatte, aber auch an die Kraft, die er in sich gefunden hatte. Ein Lächeln erhellte seine Miene.

»Ich habe es noch vor den Dracas und den Pyras geschafft«, sagte er mit Triumph in der Stimme.

»Gut, dann wirst du es mir ja beibringen können.«

Lucianos Lächeln verblasste ein wenig. Er dachte daran, was Hindrik den Erben in jener Nacht gesagt hatte, und versuchte, es in eigenen Worten wiederzugeben.

»Du musst dein Inneres gegen die Qual des Wassers verschließen, die an dir zerrt. Du kannst die Macht der Erde nutzen und die Linien der Kraft suchen, die überall verlaufen, das wird dich innerlich stärken. Es ist ein wenig wie bei einer Wandlung.«

Clarissa sah ihn verwirrt an. »Ich verstehe kein Wort.«

»Versuch es einfach.«

»Ich habe keine Ahnung, wie eine Wandlung funktioniert, noch weiß ich etwas von Linien der Kraft. So wird das nicht gehen.«

Luciano widersprach. »Ich habe zu Anfang auch vieles nicht

kapiert, aber man muss es einfach versuchen und auf sich selbst vertrauen. Wenn du dich sträubst, wird es nie was.«

»Aber dazu muss ich doch überhaupt erst einmal wissen, wo ich anfang«, gab Clarissa frustriert zurück. Sie starrten einander an und in beider Mienen standen Unverständnis und stummer Vorwurf.

Luciano seufzte. »Verschieben wir das auf später. Ich rudere jetzt in die Stadt hinüber, um mich nach einem angemessenen Quartier für uns umzusehen, und versuche, bis zum Morgen zurück zu sein.«

»Du lässt mich hier auf dieser Friedhofsinsel allein?«, rief sie und konnte nicht verhindern, dass ihre Stimme schrill vor Panik klang.

Luciano hob entschuldigend die Hände. »Im Moment können wir nichts anderes machen. Du fürchtest dich doch nicht etwa? Du bist eine Vampirin. Die Toten in ihren Gräbern können dir nichts tun.«

»Das weiß ich«, fauchte sie. Clarissa bemühte sich um eine stolze Haltung, aber er spürte, wie unwohl sie sich bei dem Gedanken, allein zu bleiben, fühlte. Rasch trat er auf sie zu und zog sie in seine Arme.

»Ich bin bald wieder da, und dann fahren wir gemeinsam in die Stadt hinüber. Wenn die Gezeiten wechseln, wirst du ganz ohne Schwierigkeiten in das Boot steigen können.«

Clarissa befreite sich aus seiner Umarmung und schob ihn von sich. »Also, dann mach dich auf den Weg«, sagte sie ein wenig rau. »Du brauchst dich um mich nicht zu sorgen. Ich bin eine Vampirin. Mir droht in der Nacht keine Gefahr«, fügte sie hinzu, doch Luciano war klar, dass diese Worte mehr dazu gedacht waren, ihre eigenen Ängste zu beschwichtigen, als um ihn davon zu überzeugen.

Er warf ihr noch einen, wie er hoffte, aufmunternden Blick zu, dann sprang er in die Gondel und ergriff den Riemen. Das Boot schoss durch das glatte Wasser auf die Stadt zu, während die Friedhofsinsel hinter ihm rasch kleiner wurde. Und mit ihr die Gestalt, die verloren auf dem Steg stand und ihm nachsah.

Clarissa folgte dem Boot mit den Augen, bis es sich in der Schwärze der Nacht verlor. Langsam kehrte sie zu den Klostergebäuden zurück und schritt die beiden Kreuzgänge ab. Immer wieder blieb sie stehen und versuchte, die Inschriften der Grabplatten zu entziffern. Diese Gräber waren jedenfalls deutlich älter als die Anlage des Friedhofs. Aus den Ritzen der Marmorplatten zu ihren Füßen stieg längst kein Verwesungsgeruch mehr. Es roch nur noch feucht nach Herbst und ein wenig nach dem Staub der alten Steine und Knochen. Doch plötzlich drang ihr etwas anderes in die Nase. Jetzt hörte sie ein Geräusch. Leise. Sehr leise. Flinke Schritte, die nicht von einem Tier stammten.

Sie war nicht allein auf der Friedhofsinsel. Außer ihr trieb sich hier noch jemand herum, der außerordentlich lebendig war und sicher kein Geist.

Sie sog die Luft prüfend ein und ließ sie dann langsam wieder entweichen. Verwirrt runzelte Clarissa die Stirn. Sie war inzwischen sehr wohl in der Lage, die Fährte eines Menschen zu erkennen, doch dies roch anders. Und auch die leisen Schritte passten eher zu einem Vampir als zu einem Menschen.

Dennoch war sich Clarissa sicher, dass es kein Vampir war. Sie kannte mittlerweile die Witterung aller Vampirclans. Dieser Geruch passte zu keinem von ihnen.

Da erhaschte sie eine Bewegung am Rande ihres Blickfelds und wandte rasch den Kopf. Ein rötlicher Schimmer, der jeden warmen Körper begleitet, tauchte zwischen den Zypressen auf und verschwand sogleich wieder.

Also doch ein Mensch? Mit frischem, warmem Blut. Sie leckte sich unwillkürlich über die Lippen. Es war schon viel zu lange her, dass sie das letzte Mal Blut zu sich genommen hatte.

Gier und Angst lieferten sich einen Kampf in ihr, bis schließlich der Hunger siegte. Sie wusste, dass ihre Schritte lautlos waren und ihre Gestalt mit den nächtlichen Schatten verschmolz. Sie würde nicht entdeckt werden, wenn sie es nicht wollte – das behauptete Luciano zumindest und sie wollte ihm gern glauben.

Vorsichtig näherte sie sich der Stelle, an der sie den warmen Schimmer gesehen hatte. Sie lauschte, konnte aber nichts hören. Aufmerksam sah sich Clarissa um und witterte in alle Richtungen. Obgleich sie die Spur nicht wirklich riechen konnte, hatte sie das Gefühl, sie würde nach links führen, und da erhaschte sie weiter vorn auch wieder den warmen Schein. Sie eilte hinterher, nun von brennender Gier getrieben.

Durfte sie das überhaupt?

Aber ja, sie war jetzt ein Vampir, und Vampire nährten sich vom Blut der Menschen. Sie würde ja niemanden töten, versuchte sie, sich zu beruhigen, und dennoch regte sich etwas wie ein Gewissen in ihr. Der letzte Nachhall dessen, was sie einmal gewesen war, ehe sie zum Vampir geworden war. Ein Mensch, eine junge Frau, die hoffnungsvoll auf das Leben blickte, das vor ihr zu liegen schien und das dann so unerwartet zu Ende gegangen war.

Clarissa schob ihre Erinnerungen beiseite und konzentrierte sich auf die Gestalt vor sich. Sie war ihr näher gekommen und konnte nun erkennen, dass es zwei waren, die beide lange schwarze Umhänge mit Kapuzen trugen. Sie sah nur, dass eine der beiden groß und breitschultrig, die andere dagegen mehr als einen Kopf kleiner war und sehr schmal wirkte.

Wohin gingen sie und was hatten sie vor? Clarissa fiel wieder auf, wie leise sie sich bewegten. Das entsprach so gar nicht dem schweren Schritt der Menschen. Es war eher ein Gleiten und Fließen.

Sie ließen den Garten hinter sich und passierten den Kreuzgang. Wollten sie zur Kirche? Lebten hier etwa doch noch Brüder des von Napoleon aufgelösten Ordens?

Nein, das waren keine Mönche und sicherlich wollten sie in der Kirche nicht um ihr Seelenheil beten!

Unvermittelt hielten sie inne und wandten sich zu ihrer Verfolgerin um. Clarissa blieb ebenfalls stehen. Sie war überzeugt, nicht bemerkt werden zu können, und doch spürte sie die unter den Kapuzen verborgenen Augen auf sich, als würde sie im hellen Licht

stehen. Hastig fuhr Clarissa zurück und verbarg sich hinter dem Stamm einer Zypresse. Sie sah, wie die beiden Schemen die Köpfe zusammensteckten, doch sie konnte ihre Stimmen nicht hören. Schließlich wandten sie sich wieder um und schritten langsam auf das Kirchenportal zu. Dort verharrten sie noch einmal, ohne sich umzudrehen, ehe sie die Tür öffneten und im dunklen Kirchenschiff verschwanden. Die Tür fiel mit einem dumpfen Geräusch hinter ihnen ins Schloss.

Clarissa wartete noch einige Augenblicke, ehe sie zur Kirche hinüberhuschte. Sie überlegte, ob sie den beiden Gestalten in die Kirche hinein folgen sollte. Konnte sie das überhaupt? In Rom hatten sie es schon einmal ausprobiert und festgestellt, dass sie nicht so unbeschwert wie Luciano oder die anderen Nosferas eine Kirche betreten konnte. Noch etwas, das sie üben musste, nahm sie sich vor, als ihre Hand den eisernen Knauf berührte.

Etwas stieg ihr in die Nase. Sie wusste nicht, was es war. So etwas Seltsames hatte sie noch nie gerochen. Clarissa hätte nicht sagen können, wonach es roch, nur, dass es ihr sehr unangenehm war. Sie wedelte mit einer Hand vor ihrem Gesicht, um es zu vertreiben. Die andere Hand stützte sich schwer auf den Türknauf. Für einen Moment wurde ihr schwindelig und sie wankte. Das kam sicher vom Hunger. Hatte Luciano nicht gesagt, der Blutdurst würde sie irgendwann schwächen? In ihrer Nase kitzelte es unangenehm und sie unterdrückte ein Niesen.

Luciano.

Wo war er überhaupt?

Er hatte sie auf diese Insel bringen lassen und nun war er weg. Aber er würde bald wiederkommen. Das hoffte sie zumindest.

Ihr Blick wanderte zu ihrer Hand auf dem Türknauf. Sie zog sie zurück.

Was tat sie hier? Sie wollte doch nicht etwa in die Kirche hinein? Wozu? Das war für sie noch immer schmerzhaft. Nein, Kirchen sollte sie lieber meiden.

Mit schwankenden Schritten ging Clarissa über den Kiesweg

zurück zum Kreuzgang und dann auf den weiten Friedhof hinaus. Bilder huschten durch ihren Geist, während sie ziellos zwischen den Gräbern umherstreifte. Sie spürte, wie die Zeit verstrich und der Morgen sich näherte. Sie sah, wie der Himmel sich verfärbte, doch noch immer ging sie durch die Reihen schlichter Grabsteine, ohne einen ihrer wirren Gedanken festhalten zu können.

Endlich ließ ein schmerzhaftes Ziehen in ihrer Brust sie innehalten und den Blick zum beängstigend hellen Himmel richten. Die Sonne konnte jeden Moment aufgehen.

Bei allen Dämonen, war sie noch bei Verstand? Wollte sie sich hier auf diesem Gräberfeld verbrennen lassen?

Sie blickte sich kurz um und versuchte, sich zu orientieren. Alles sah gleich aus. Die rote Backsteinmauer zu allen Seiten, Gräber und Zypressen. Doch halt, da lugte die Spitze des Kirchturms hervor. Dort musste sich der Kreuzgang mit dem Kolumbarium befinden, in dem ihre Särge standen.

Clarissa raffte ihre Röcke und rannte los. Sie fühlte, wie sich die Sonne an den Horizont heranschob, gerade als sie den größeren der beiden Kreuzgänge betrat. Sie hätte auf der Stelle niedersinken und die Augen schließen mögen, doch sie biss die Zähne zusammen und wankte in den rettenden dunklen Raum. Sie stolperte über ihren Sarg, fiel hinein und spürte noch, wie der Deckel über ihr zuklappte.

DER VERFLUCHTE PALAZZO

Luciano kehrte erst in der nächsten Nacht zur Friedhofsinsel zurück. Er entschuldigte sich viele Male und küsste Clarissa, bis sie sich endlich beruhigte.

»Ich dachte, du kommst nie wieder, und ich bin dazu verdammt, eingeschlossen von Wasser, den Rest der Ewigkeit hier auf diesem Friedhof zu fristen«, klagte sie.

»Es tut mir leid«, versicherte er ihr. »Ich habe nicht gleich gefunden, was ich suchte, und dann war es schon zu spät, um sich noch gefahrlos auf den Rückweg zu machen. Ich wollte nicht riskieren, im Boot von der aufgehenden Sonne überrascht zu werden.«

»Du hast ja recht, es wäre dumm gewesen, so kurz vor Sonnenaufgang loszufahren«, gab Clarissa zu. »Ich hab mir einfach Sorgen gemacht hier ganz allein.«

Sie überlegte. Etwas lauerte in ihrem Gedächtnis verborgen und wartete darauf, hervorgeholt zu werden, doch sie konnte es nicht greifen. War da nicht irgendetwas gewesen? Wenn ja, was? Und warum hatte sie es dann so schnell vergessen?

Es konnte nichts Wichtiges sein, beschloss sie. Vermutlich vernebelte ihr der Blutdurst die Sinne.

»Luciano, ich habe solchen Hunger«, sagte sie leise und presste sich die Handflächen gegen den Leib.

Luciano sah ein wenig schuldbewusst drein. Er hatte in der vergangenen Nacht Blut getrunken und sich gestärkt.

»Ich weiß, das ist unangenehm, aber zumindest schadet es nicht. Wir Vampire werden zwar mit der Zeit langsamer und schwächer ohne frisches Blut, aber ein paar Nächte machen uns wirklich nichts aus.«

Clarissa nickte tapfer. Luciano nahm sie in die Arme.

»Ich verspreche dir, noch heute Nacht rudern wir in die Stadt hinüber, und du kannst dich nach Herzenslust satt trinken. Und dann zeige ich dir unser Haus.«

»Ein Haus nur für uns beide?« Clarissa strahlte. »Wie schön!«

»Ja, allerdings werden wir keine Servienten haben, die uns das Haus in Ordnung halten und uns bedienen«, gab er zu bedenken. »Deshalb habe ich keinen allzu großen Palazzo gewählt, obgleich noch andere leer standen. Die meisten waren allerdings in keinem guten Zustand. Der Palazzo Dario schien mir ideal, in bester Lage,



Ulrike Schweikert

Die Erben der Nacht - Oscuri

Band 6

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Klappenbroschur, 464 Seiten, 13,5 x 20,6 cm
ISBN: 978-3-570-30857-8

cbt

Erscheinungstermin: Oktober 2013

Neues von den Erben der Nacht: Die erfolgreiche Vampirsaga geht weiter!

Nach Abschluss der Akademie hat sich der junge Vampir Luciano mit seiner großen Liebe Clarissa, einer Unreinen, nach Venedig abgesetzt, weil der strenge Clan der Nosferas keine Unreinen als Erben duldet. Doch die beiden sind nicht willkommen in dem verwunschenen Palazzo Dario am Canale Grande. Die Warnung eines Mannes mit dunkler Maske nehmen sie nicht ernst. Kurz darauf ist Clarissa spurlos verschwunden. Luciano setzt alles daran, sie wiederzufinden. Gemeinsam mit Franz Leopold und Alisa macht er sich auf die Suche quer durch die Lagunenstadt. Noch ahnen die jungen Vampire nicht, mit wem sie es zu tun haben und wogegen sie kämpfen müssen ...